



Allzuoft arbeiten wir unter Zeitdruck. Da bleibt kaum Zeit für Selbstreflexion. Doch von Zeit zu Zeit tut es gut, einmal mehr darüber nachzudenken, ob das, was wir tun, auf die Weise, wie wir es tun, noch das ist, was wir eigentlich wollen.

Jan Dottscharis aus dem Hauptstadtstudio Berlin hat sich diese Frage neu gestellt. Er sucht seine Antwort durch Selbstbeobachtung an seinem Arbeitsplatz, einem MAZ-Schnittplatz – mitten in der deutschen Hauptstadt.

Ich sitze an meinem Schnittplatz. Nach einem leisen Klopfen öffnet sich die Tür. Ein fröhliches »Hallo« wird mir entgegen geschmettert und eine Kassette gereicht. Mit »Es war super!« beginnt eine begeistert vorgetragene Schilderung der vor 20 Minuten beendeten Bundespressekonferenz. Plötzlich stockt der Bericht. Ich werde gefragt, ob ich einen Kaffee möchte und wie ich ihn trinken mag. Ich bitte um Milch und Zucker und bevor ich noch mal kurz allein gelassen werde, um den Kaffeewunsch erfüllt zu bekommen, höre ich: »Ach und wir haben super Bilder für unseren Zweieinhalbminüter und sind in den 17-Uhr Nachrichten.«

Ich schaue zur Wanduhr. Es ist elf. Ich schiebe gerade die Kassette in den Kassettenschacht der MAZ, ... da werde ich aus meinem Tagtraum gerissen, denn die Tür wird geräuschvoll aufgestoßen und es kommt jemand hereingestürzt. »Wir haben keine Zeit und ich habe keine Ahnung, was der Kameramann gedreht hat.« Mit diesen

Schneiden unter Druck

Hauptsache schneller als die Konkurrenz?

Worten fliegen zwei Kassetten auf den Tisch. »Ach ja, hallo.« Wir begrüßen uns. Ich schaue zur laut tickenden, immer zwei Minuten nachgehenden Wanduhr. Es ist 11.00 Uhr, wie in meinem Tagtraum. Und dann kommt es. »Die haben uns geschoben; wir sind schon in der 12.00 Uhr mit einem Einzehner dran.« Also machen wir uns an die Arbeit.

Es scheint, dass Zeitdruck, echter oder gefühlter, die Hauptklimakomponente ist, unter der TV-Arbeit gegenwärtig im Allgemeinen stattfindet. Die Ersten mit einer Meldung zu sein, wird als entscheidendes Wettbewerbskriterium angesehen.

Dabei entsteht eine interessante Fragestellung: Wird die berichtete Story auch dem Anlass inhaltlich gerecht, oder färbt die Flüchtigkeit und Hektik des Prozesses auf die erzählte Story, den Bericht, ab und schwächt auf diese Weise Erlebnis und Wahrnehmung beim Zuschauer. Wie ein Happen, dessen Geschmack man gerade so testen kann, der aber das Verlangen nach mehr oder gar den Hunger nicht zu stillen vermag oder – im ungünstigsten Fall – gar nicht erst erzeugt.

Dazu kommt: Nicht jede Nachricht ist inhaltlich so stark, dass ästhetische Kriterien kaum eine Rolle spielen. Für die meisten Storys braucht es eine sorgfältige filmische Erarbeitung, damit sie Inhalt und Erlebnis für den Zuschauer auch wirklich transportieren.

Diese Sorgfalt scheint notwendig, da die Zuschauer eine Klientel mit einem enormen Erfahrungsschatz darstellen. Ja, man kann sogar sagen, der Zuschauer von heute hat alles schon gesehen und so ziemlich jede Geschichte schon gehört. Um für eine Story Aufmerksamkeit zu erregen, braucht es offensichtlich neben sachlicher Richtigkeit eine filmisch-dramaturgische Erarbeitung, um den Zuschauer zu fesseln oder doch wenigstens einzuladen.

Wir beginnen mit dem Auswählen und Einladen des ersten O-Tons für den Bericht, er enthält die Kernaussage, veranschaulicht die Regierungsposition. Es ist 11.10 Uhr. Wir brauchen eine »Antexte« und haben »Glück«. Dem Kameramann ist

es sehr gut gelungen, den O-Ton-Geber in einer Einstellung von der Treppe bis zum Präsidium zu verfolgen. Dabei beginnt er nah durch eine Glasfront schauend, verfolgt ihn weiterhin nah, zoomt erst auf, als der Protagonist durch die Glastür tritt und bleibt in dieser Einstellungsgröße, wobei er den Gang zum Präsidium mit einem Schwenk begleitet.

Ein Schnitt in die PK-Totale und der O-Ton kann kommen. Der Autor hat schon den Einleitungstext. Ich spiele den Anfang ein, er liest. Die erste Einstellung ist zu lang. Ich sitze in der Schnittfalle. Schneide ich später, ohne die nahe Beobachtung, ist die Einstellung gewöhnlich, spannungslos, motivisch schwach. Schneide ich früher aus der Einstellung heraus, ist der Schnitt in die Totale unsauber, »holzig«, »gehackt«.

Wir entscheiden uns für Letzteres. Auch der O-Ton ist zu lang. Er ist gut, aber zu lang für die vorgegebene Gesamtlänge. Wichtige Sekunden schinden wir durch eine Kürzung heraus. Der Autor sagt bedauernd-begründend: »Wir müssen auch noch einen O-Ton von der Opposition hineinfummeln. Lass uns einen Weißblitz machen.«

Er weiß, ich hasse Weißblitze, und darum lächelt er mich mit seinem ansonsten an-

gespannten Gesicht an. Er lächelt, und ich füge den Weißblitz widerwillig ein. Ich kenne das. Es ist unser gemeinsamer »running gag«. Wir gewinnen durch die Kürzung viereinhalb Sekunden.

Viereinhalb Sekunden für einen Weißblitz. Die »Lösung« scheint mir faul zu sein. Aber ich habe keinen besseren Vorschlag, als die Originallänge des O-Tons zu lassen, und Off-Passagen wirken in Berichten dieser Kürze nicht.

Es ist 11.17 Uhr. Wir timen nochmals durch, der Bericht ist bis dahin 35 Sekunden »lang«, und wir haben noch 35 Sekunden vor uns. Von der Drehkassette digitalisiere ich zwei Außeneinstellungen vom Parteigebäude des Oppositions-O-Ton-Gebers. Dann noch dessen Gang innen an einigen Säulen entlang. Er geht, uns bemüht ignorierend, auf die Kamera zu und dann links aus dem Bild.

Für den O-Ton steht er zirka drei Meter vor einer Wand, im Hintergrund eine große Grünpflanze. Ich weiß nicht, wer diese Gänge erfunden hat. Ihr einziger Vorteil besteht in der Bewegung. Die Liste ihrer Nachteile ist lang. 100 Prozent aller Antextgänge sehen gestellt-gestellt

aus, eben, weil sie es sind. 90 Prozent aller Gänge passen nicht zur nachfolgenden O-Ton-Einstellung, davon abgesehen, dass jemand nicht erst an einem vorbeiläuft, um sogleich mit demjenigen zu reden.

80 Prozent aller Vorbeiläufenden sieht man an, dass sie sich dabei nicht wohlfühlen. In 70 Prozent der Gänge rennen die Leute so, dass das Ziel der Antexte, als Zuschauer den O-Ton-Geber wahrzuneh-

men oder kennenzulernen nicht erreicht wird. In 60 Prozent der Fälle könnte man auf die Antexte verzichten, da der Angetextete weniger Protagonist, sondern eher Experte ist und damit ein Kennenlernen dramaturgisch nicht notwendig ist. Und nicht zuletzt: 30 Prozent der Leute haben einen komischen Gang.



Jan Dottscharis an seinem Arbeitsplatz im Hauptstadtstudio Berlin. Fotos: XXX XXXX

Wir suchen indes die zweite Antwort. 11.27 Uhr. Bingo! Sie ist zwar nicht zu lang, aber der O-Ton-Geber redet am Ende der Kernaussage so schnell weiter, dass er geschnitten leider leicht abgehackt wirkt. Am Ende des O-Tons sind wir 58 Sekunden lang.

Es ist 11.36 Uhr, als ich die letzte Einstellung schneide. Es ist, wie kann es anders sein, eine Rückfahrt vom Bundeskanzleramt. Ich hatte die »Wahl« zwischen Rückfahrt und Schwenk. 11.45 Uhr ist Synchro. Wir haben es geschafft. Sieben Minuten vor der Sendung ist Überspiel.

Der Toningenieur musste nicht blitzen. Das ist auf jeden Fall ein Erfolg. Der Autor und ich beginnen zu entspannen. Ich lasse die letzte Stunde Revue passieren und frage mich, was wir hätten besser machen können. Es ist ein Bericht, er enthält das Wesentliche, was bei dieser kurzen Stücklänge eine große Leistung des Autors ist.

Aber dem Beitrag fehlt Sinnlichkeit, Nachdrücklichkeit. Er hat kein Element, das erinnerbar wäre. Er ist austauschbar. Das Funktionalisieren von Kameraeinstel-

lungen zu reinen Ortsangaben und Texttransportern scheint ein Erlebniskiller zu sein, ist aber bei diesen Berichtsformaten bzw. -längen irgendwie alternativlos.

Oder vielleicht doch nicht? Fünf Minuten später, als der Autor seine Sachen am Schnittplatz zusammenräumt, frage ich: »Und? Was haben sie gesagt?« Er antwor-

tet: »Gar nichts, aber ich denke, wie du selbst weißt, ist das ein gutes Zeichen.«

Wir schütteln uns gerade zum Abschied die Hände als er einen Anruf bekommt. Während ich die zweite Drehkassette aus der MAZ nehme, höre ich wie er sagt: »Ja klar, machen wir ... Wie bitte? Rücktritt, ach nee, ...O.K., für die 17.00 Uhr. Es wird eng, aber ja, ich krieg da was zusammen.«

Und dann an mich gewandt: »Wie lange hast du denn Dienst?« »Bis 17.00 Uhr«, antworte ich. »Prima, das passt. Dann lass uns mal schnell das Stück noch ein bisschen verlängern. Der Weißblitz kommt raus und zwei Beobachtungen aus der PK rein. Ist doch sicher auch in deinem Sinne.«

»Fein«, denke ich, »wird ja doch noch ein kleines Stück daraus.« Er fährt fort: »Ach ja, und dann ist mal wieder einer zurückgetreten. Wir haben eine 17-Uhr gewonnen.« Ich drehe mich zu meinem Rechner und suche zwei schöne Einstellungen aus der Bundespressekonferenz. Zehn Minuten später steht die 14-Uhr-Fassung und ich habe Zeit für ein Mittagessen.